



# Ordensleben

Josef Homeyer

## Kloster – Geistliches Zentrum für die Zukunft

|| *Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgsangeboten, Erwartungen – Grenzen – Perspektiven, Aus der Sicht eines Bistums*

*Im Benediktinerkloster Andechs bei München fand am 08. und 09. April 2005 ein Symposium zum Thema „Kloster – geistliches Zentrum für die Zukunft“ statt. Die Teilnehmer der Veranstaltung nahmen das Thema „Kloster als geistliches Zentrum“ aus historischer, philosophischer und künstlerischer Perspektive in den Blick. Mit den theologisch-pastoralen Fragen beschäftigten sich anlässlich des Symposiums die Altbischöfe von Hildesheim, Dr. Josef Homeyer und Augsburg, Dr. Viktor Josef Dammertz OSB. Sie äußerten sich insbesondere zu Fragen der Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgeangeboten, je aus der Sicht eines Bistums und einer Benediktinerabtei. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert beide Vorträge.*

Einleitung: Orden ( Klöster )  
und Ortskirchen ( Diözesen )  
gehören zusammen.

**E**s gab eine Zeit – und die liegt noch gar nicht lange zurück, in der der Weg der Ordensleute überscharf von dem Weg der übrigen Christen getrennt wurde. Das Leben im Orden galt als die vollkommene Lebensform der Christen. Und Spannungen in Kloster und Bistum gab es auch, zumindest viel Distanz.

Das II. Vatikanische Konzil hat dem gegenüber wieder die grundsätzliche Gleichheit aller Christen vor Gott herausgestellt. Und zugleich an den tief wurzelnden Zusammenhang von Kirche und Orden erinnert. Das Konzil hat bekanntlich seine Ordenstheo-

gie innerhalb der dogmatischen Konstitution Lumen Gentium entfaltet (LG 43-47), also im Rahmen der allgemeinen Berufung aller Getauften zur Nachfolge Jesu Christi.

Den besonderen Dienst des Ordenslebens, also des Lebens nach den evangelischen Räten, sieht das Konzil darin, das christologisch und eschatologisch geprägte *Zeichen* dieser gemeinsamen Berufung zu sein. Ohne Zweifel erfüllen Orden eine Vielzahl von konkreten und notwendigen Aufgaben in der Kirche. Aber das Entscheidende ist ihre besondere Lebensform in Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam. Mit anderen Worten: „Dass sie zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen“ (Mt 6,33) und nichts anderes, als Gott und den Menschen, ihren Schwestern und Brüdern, dienen zu wollen. Nur so bezeugen sie glaubhaft die Wirklichkeit Gottes, die Gegenwart des Herrn, die Botschaft des Evangeliums und das eschatologische Heil. Insofern gehören die Orden unentbehrlich zum vollen Leben der Kirche und ihrer charismatischen Struktur. Sie weisen durch ihre nur aus dem Erlösungsgeheimnis verständliche Existenz auf das innerste Geheimnis der Kirche hin, nämlich auf den unter ihrer Sichtbarkeit sich verhüllenden und durch sie wirkenden gekreuzigten und auferstandenen Christus und das in ihm anwesende Heil. Orden tragen damit gemäß ihrer Berufung dazu bei, dass die Kirche „wie ein Zeichen (sei), das aufgerichtet ist unter den Völkern“.

Die Orden in der Kirche zeigen deutlich, was es bedeutet, dass jedes Charisma verliehen wird zugunsten der Kirche und ihrer Heilsaufgabe, zugunsten des Volkes Gottes und seiner Glieder.

Entsprechend ist der ecclesiale Ort der Orden und Klöster nicht neben, sondern in der Ortskirche. Sie gehören zu den Ausprägungen der pneumatischen Vitalität der Ortskirche, die ihre volle kirchliche Gestalt gleichsam erst erreicht durch die Präsenz dieser Lebensform. Dies wird übrigens nicht zuletzt besonders eindrucksvoll deutlich in der Ent-

gegennahme der Profess der Ordensmessen. Sie geschieht in der Eucharistiefeier und ist mit ihr verbunden – in der Eucharistiefeier, der der Ortsbischof oder ein von ihm Beauftragter vorsteht. Darin wird noch einmal anschaulich, dass Ortskirche und Orden, Klöster, von ihrem Wesen her zusammengehören. Sie sind ein erfahrbares Zeichen für das Geheimnis und die Sendung der Kirche. Sie bezeugen durch ihre Lebensform, entsprechend der besonderen Ausprägung des je eigenen Ordens, was Aufgabe der ganzen Kirche, aller Getauften ist, nämlich die Wirklichkeit Gottes, die Gegenwart des Herrn und seiner Sendung zu bezeugen. Das muss natürlich zu einer inneren Beziehung und anschaulichen Vernetzung zwischen Orden und Ortskirchen führen, mehr und erfahrbarer, als es bisher, häufig zumindest, scheinen konnte.

## 1. Die Sozialgestalt der Kirche ändert sich

*Von der so genannten religiösen „Dienstleistungsgesellschaft“ zur missionarischen Gemeinde.*

### 1.1 Zur Problematik der Kirche als „Dienstleistungsgesellschaft“

(1) Die großen Kirchen in unserem Land gelten für viele als die für religiöse und traditionell damit zusammenhängende soziale und pädagogische Bedürfnisse zuständigen Organisationen. Dieses Kirchenbild steht im krassen Gegensatz zur Rolle der Kirche in einer Zeit der sog. homogenen konfessionellen Milieus, die sich Anfang des 19. Jh. entwickelten und sich bis Mitte der 60er Jahre des letzten Jh. weithin erhalten hatten. In diesem katholischen Milieu galt die Kirche für den Großteil ihrer Mitglieder als der alle wichtigen Lebensbereiche integrierende und prägende Lebensraum. Es war ein milieugestützter Glaube: Kirchliche Praxis wurde also auch vom



„Milieu“ gefördert, gefordert, ja eingefordert (Sozialkontrolle). Angesichts der zunehmenden Erosion der konfessionellen Milieus seit Ende der 60er Jahre des 20. Jh., also in der gegenwärtigen Kultur, ist entschieden mehr als früher die personale Glaubensüberzeugung notwendig und allein tragfähig für die religiöse und kirchliche Praxis.

Nach wie vor jedoch erwartet ein Großteil (70-80%) sog. nicht praktizierender Katholiken von der Kirche „Leistungen“, die jene Erwartungen zufrieden stellen, die in unserer Kultur als religiös oder mit Religion verbunden angesehen werden. Aber man behält sich selbst vor, zu gegebener Zeit das für einen selbst passende aus dem aktuellen Angebot und aus dem reichen Traditionsreservoir der Kirche auszuwählen – sei es die kirchliche Präsenz bei den Lebenswenden oder auch in der Sakramentenpastoral. Man hat diese Einstellung zur Kirche in einen griffigen Slogan so auf den Punkt gebracht: „Kirche – ja (eben als Dienstleistungsunternehmen), Gemeinde – lieber nicht“; denn man zieht es vor, „ohne Bindung in Verbindung zu bleiben“ (Michael Bongardt).

Es ist klar, dass dieser defiziente Modus von Kirchlichkeit mit dem Selbstverständnis der „Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden“ nicht zu vereinbaren ist. Was tun?

(2) In dieser noch nicht allzu lange zurückliegenden Zeit eines relativ homogenen katholischen Großmilieus, in dem die Kirche als der alle wichtigen Lebensbereiche der Gläubigen integrierende und prägende Lebensraum galt, – es war die Zeit des Katholizismus europäischer Prägung – in dieser Zeit entstanden sehr viele neue Seelsorgeorden, Missionsgesellschaften, die durch ihre Initiativen und Institutionen das Gesicht der katholischen Kirche stark prägten. Also eine Blütezeit des katholischen Ordenslebens.

Die Orden und ihre Werke waren zweifellos eine entscheidende Säule und Stütze des Milieukatholizismus. Sie waren eine wichtige Integrationsinstanz, die das katholische Mi-

lieu auf überzeugende Weise mit zusammenhalten und prägen konnte.

Viele dieser Institutionen und Aktivitäten werden bis heute weitergeführt: sie gelten in den Augen unserer Zeitgenossen, ob getauft oder nicht, ob aktive oder inaktive Kirchenmitglieder, wohl vor allem als jene Dienstleistungen, die in vielen Bereichen das Gütesiegel authentischer kultureller Diakonie innerhalb der katholischen Kirche tragen. Große Beliebtheit von Schulen, Sozialeinrichtungen und geistlichen Zentren mit ihren zahlreichen Meditations- und Lebenshilfeangeboten, die von Orden getragen werden, spricht eine deutliche Sprache. Hier sehen Menschen ein vertrauenerweckendes Maß an christlicher Identität, an traditionell christlichen Wertmaßstäben (vor allem, was Uneigennützigkeit und Verlässlichkeit angeht), andererseits aber auch eine hohe Flexibilität gegenüber den verschiedensten Erwartungen und Bedürfnissen, die an sie gerichtet sind und auf die sie sich angemessen einstellen. Diese „bekömmliche“ Verbindung zwischen Identität und Flexibilität macht wohl in den Augen vieler ihre besondere Kompetenz aus.

(3) Man schätzt diese „Dienstleistungen“ der Kirche sehr und nimmt sie gern in Anspruch, ohne allerdings normalerweise eine kirchliche Praxis anzunehmen oder gar am Gemeindeleben teilzunehmen. Diese Form von Christsein und kirchlicher Praxis wird inzwischen weithin nicht nur als Normalfall, sondern auch – mehr oder weniger ausdrücklich – von den meisten Christen als normativer Anspruch verstanden. Das heißt: So und nicht anders soll Kirche sein!

Die Folgen sind auf Dauer existenzgefährdend für die Kirche. Sie gerät in ihrer ganzen Pastoral und Verkündigung immer mehr unter einen sogartigen Anpassungsdruck an das normale Verständnisniveau ihres Umfeldes: das, was allgemein plausibel ist, droht zum obersten Maßstab dessen zu werden, was als christlicher Glaube und kirchliche Praxis akzeptiert wird – selbst schon in den Kreisen



derer, die aktiv in der Glaubensverkündigung tätig sind. So aber verliert diese zusehends an christlichem Profil. Zum anderen geht mit der Anpassung der inhaltlichen Glaubensverkündigung auch eine wachsende personelle Ausdünnung von solchen Christen einher, die den Glauben der Kirche voll teilen, aktiv ihr Leben, ihre Sendung mittragen. Das spüren inzwischen nicht nur die meisten Gemeinden, von denen deswegen viele langsam ausbluten und überfordert sind, sondern ganz extrem auch fast alle Orden.

## 1.2 Das Bemühen um Vertiefung

(1) Es verwundert daher nicht, dass seit einigen Jahren neben der dominanten Sozialform von Kirche als religiöse „Dienstleistungsgesellschaft“ immer deutlicher eine andere Sozialform heranwächst, und zwar in oder neben unseren traditionellen Pfarrgemeinden und Verbänden und vor allem den Orden: nämlich Kirche als ein Gefüge, als ein „Netzwerk“ von spirituell *und* diakonisch profilierten Gemeinden, Gruppen, geistlichen Zentren, Glaubenszellen, Gesprächs- und Familienkreisen, geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen, geradezu überraschende Projekte wie die sich stark ausbreitenden „Exerzitien im Alltag“ und sog. „Kleine christliche Gemeinschaften“, deren Zahl offensichtlich unaufhörlich wächst. Es gibt Gemeinden, die als Ganzes durch ihre spezifische Diakonie oder ihre Gottesdienstgestaltung oder ihre Spiritualität – oder durch all das zusammen – weit über den Ort hinaus anziehendes Profil gewinnen. Dieses vielfältige Gefüge (oder „Netzwerk“) der neuen und alten „Glaubensmilieus“ oder „Biotope des Glaubens“ dürfte wohl die hervorgehobene Sozialform sein, in der sich Kirche in Zukunft bewusst als *Sakrament*, als unterscheidbares Zeichen des Heils für die Welt deutlicher als bisher darstellen wird.

(2) Um so wichtiger ist es, dass die eminent strukturelle Bedeutung solcher „Glaubensmi-

lieus“ überhaupt wahrgenommen wird und diese in ihrem Entstehen und Wachsen tatkräftige Unterstützung erfahren – seitens der Pfarrer, der Hauptberuflichen und vor allem auch der Gemeinde. Es geht ja nicht um eine zusätzliche pastorale Aktivität oder ein frommes Grüppchen neben anderen, sondern auf längere Sicht um ein unverzichtbares Strukturelement von Glauben und Kirche in der Moderne, das unsere spirituelle und diakonische Identität sichern hilft. Ohne diese spirituelle und strukturelle Rückbindung droht unsere „kulturelle Diakonie“ zu einem geistlosen Pastoralbetrieb zu verkommen. Genau so wichtig scheint mir aber auch zu sein, dass alle, die in unseren Gemeinden und Gemeinschaften in irgendeiner Weise an der Weitergabe des Glaubens beteiligt sind, in ihrer Verkündigung aus einer eigenen, regelmäßigen Erfahrung der Teilnahme an solchen Gruppen und Initiativen schöpfen können.

(3) Außerdem will ich auch gar nicht verschweigen, dass solche Glaubensmilieus auch Gefährdungen ausgesetzt sind: elitäres Gruppenbewusstsein, theologische Engführung, integralistische oder gar fundamentalistische Tendenzen, Kulturpessimismus, Nischenkultur o. a. Auch deswegen kommt alles darauf an: unsere Verkündigung muss eine doppelte sein, nämlich eine solche, die den christlichen Glauben sowohl in die Tiefe als auch in die Weite zu vermitteln entschlossen ist. Gerade im kritisch konstruktiven Zusammenwirken beider Stoßrichtungen – nach außen und nach innen, Ausweitung und Vertiefung – steckt ein großes Potential an missionarischer Kraft, wenn es darum geht, in unserer Kultur das Evangelium glaubwürdig und verstehbar als Weg zu einem erfüllten Leben zu Gehör zu bringen

## 1.3 Auf dem Weg zur missionarischen Kirche, Gemeinde

Die Kirche und ihre kulturelle Diakonie, ihr Dienst an der Gesellschaft bedarf in ihrer ge-



fährdeten Identität, um ihrer klarer erkennbaren Besonderheit willen, deutlich mehr, als uns in den letzten 30 Jahren noch bewusst war, jener Form von Glaubenverkündigung und Glaubensleben, wie sie sich in den letzten Jahren in den „Glaubensmilieus“ entwickelt hat. Ein Verzicht der Kirche auf ihre kulturelle Diakonie widerspräche vollends der Lehre vom universalen Heilswillen Gottes: „Gott will das Heil aller Menschen“, nicht nur der gläubigen Christen, und auch nicht erst im Himmel oder am Ende der Zeit, sondern bereits innergeschichtlich, wenn auch nur vorweg genommen im Zeichen, im Fragment. Uns ist die missionarische Glaubenverkündigung aufgetragen: allen den Heilswillen Gottes zu vermitteln und dabei zugleich die Kirche, das Instrument des Heilswillens Gottes, aufzubauen.

(1) Was heißt nun „missionarisch sein“?

1. Missionarisch sein heißt: dahin zu gehen, wo Kirche (nach verbreitetem Empfinden) nicht hingehört – und das sind oft andere Straßen und Plätze, Vernetzungen und Knotenpunkte, als unsere übernommenen Strukturen oftmals abdecken. Missionarisch sein bedeutet dann, den Entwurf neuer Strukturen pastoralen Handelns, die kompatibel sein müssen mit den Lebenswelten der Menschen. Wo missionarische Kirche ist, überschreiten wir alte Grenzen. Denn nicht die Menschen sollen zu uns kommen, sondern wir sollen zu den Menschen gehen.
2. Missionarisch sein heißt: Gottes Heil in Jesus Christus zu verkünden. Wir erzählen weiter, was das Heil für alle Menschen ist. Tod und Auferstehung Jesu Christi. Wir erzählen es in der Sprache, die die Menschen heute verstehen können, also auf neue Weise. Es geht um anschlussfähige, aber auch kritische Gegenwart der Christen mitten in dem Gebrodel der heutigen Kultur.
3. Missionarisch sein heißt: Gottes Heil in Jesus Christus zu leben. Das ist unser

Wahrheitsanspruch: in keinem anderen ist Heil, nur in Jesus Christus. Dieser Wahrheitsanspruch will erst in zweiter Linie Recht haben, er will in erster Linie heilen, ist also erst in zweiter Linie zum Diskutieren, in erster Linie zum Leben da. Die Verkündigung des Heils kann nur heilend geschehen. So hat Jesus es uns doch in seinem Dienst für die Menschen vorgelebt. Heilend wie Jesus sein bedeutet aber, dass missionarisch sein auch zwingt, dort hinzugehen, wo Unheil ist. Nicht wir suchen uns aus, wo es uns passt hinzugehen. Der Ort, wohin wir gehen müssen, steht fest: dort wo das Leid der Menschen ist. Missionarisch sein heißt, empfindlich sein für das Leid von Menschen in seinen sozialen und existentiellen Formen.

4. Missionarisch sein zielt darauf ab, zum Lob Gottes anzustiften. Das Lob Gottes braucht Mehrsprachigkeit. Viele sind doch von der Sehnsucht des Glaubens umgetrieben, erfahren aber, dass die gängige Sprache in unseren Gottesdiensten für sie eine unendliche Hürde bedeutet. Es braucht aber auch in Spannung dazu Identität und Authentizität. Wir müssen mehrsprachig, offen und unverwechselbar sein. Das sind wir im Lob Gottes / der einen Eucharistie. Sie ist die Mitte, muss aber auch als Mitte ausstrahlen. Es gibt keine missionarische Gemeinde ohne Eucharistiekultur. Missionarisch sein heißt also, diese eucharistische Mitte wiederzufinden.

Das sind also die perspektivischen Ecksteine missionarischer Seelsorge:

- ◇ hingehen, wo Kirche angeblich nicht hingehört
- ◇ das Ursprüngliche neu sagen
- ◇ den Notleidenden beistehen und aus der eucharistischen Mitte heraus leben.

- (2) Neue Strukturen, großräumigere Gemeinden – natürlich mit reicher Binnenstruktur (Knotenpunkten) – sind notwendig, denn:

- ◇ es gilt, die Lebenswelten der Menschen – Wohnung, Schule, Freizeit, Krankenhaus

- mit der Lebenswelt der Pfarrgemeinde möglichst zusammenzubringen.
- ◇ Territoriale und kategoriale Seelsorge – Seelsorge in Schulen, sozialen Brennpunkten, Krankenhäusern und Altenheimen – gehören zusammen, wobei der kategoriale Seelsorge wachsende Bedeutung zukommen dürfte.
- ◇ Die demographische Implosion – die Menschen und insbesondere die Katholiken werden weniger – gebietet größere pastorale Räume.
- ◇ Der rapide Rückgang der Kirchensteuer wird die diözesanen Haushalte im Durchschnitt um 1/3 der Ein- und Ausgaben reduzieren und dazu führen, dass manche Gemeinden und Einrichtungen (Immobilien) nicht gehalten werden können.

(3) **Prioritäten:** Die Pastoral der Kirche befindet sich also in einer tiefen Krise. Punktuelle Einzelmaßnahmen können keinen Weg aus der Krise weisen. Nur durch Neuorientierung und langfristige Richtungsentscheidungen wird eine pastorale Erneuerung im Sinne einer missionarischen Kirche, die wir auch heute sein müssen und wollen, möglich sein

Die unausweichliche Entscheidung über strukturelle Maßnahmen muss sich leiten lassen von der Sendung, auch in Zukunft Kirche in dieser Gesellschaft zu sein. Die entscheidenden Kriterien sind: theologische (Eucharistie, Diakonie, Verkündigung), gesellschaftliche (erweiterte Lebensräume, kategoriale Differenzierung) und finanzielle (ausgeglichene Haushalte bei geringeren Einnahmen).

Folgende Optionen sollten m. E. leitend sein:

1. *Die Eucharistie im Zentrum der Gemeinde:* Die Feier der Eucharistie ist Zentrum des pastoralen Lebens, auf diese Feier hin und von ihr her sind alle pastoralen Strukturen der Sammlung und Sendung zu entwickeln. Eucharistische Option meint nicht eine ritualistisch-liturgische Ein-

schnürung all der vielgestaltigen pastoralen Entwicklungen in den Gemeinden. Vielmehr benennt sie die unaufgebbare Grundlage jeglicher kirchlichen Sammlung und Sendung. Gemeinde ist nicht nur Eucharistie – aber sie ist immer eucharistisch.

Die Kirche lebt von der Eucharistie, schreibt Papst Johannes Paul II. in seiner großen Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“. Pointiert gibt ein Zitat des nicht nur wegen seiner ökumenischen Gesinnung geschätzten griechisch-orthodoxen Patriarchen Athenagoras († 1972) die zentrale Bedeutung der Eucharistie wieder: „In ihrer eigentlichen Wirklichkeit, d. h. in der Eucharistie, ist die Kirche nicht mehr jene erbärmliche und enttäuschende Gemeinschaft, aus der wir den Geist Christi vertrieben haben. Sie (die Kirche) ist Christus selbst, sein auferstandener Leib, durch den die göttlichen Kräfte sich in die Menschheit und in das Weltall ergießen.“ Das ist die zentrale, uns geschenkte Wahrheit: die reale Gegenwart Jesu Christi selbst in der Eucharistie und in der ganzen sakramentalen Grundstruktur der Kirche, die sein Leib ist.

2. *Stärkung kirchlicher Präsenz in differenzierten Lebenswelten:* Oft stehen vorübergehende und angebotsorientierte Zugehörigkeiten in begrenzten Lebensphasen, Belastungen, Interessen, spezifische Werthaltungen und soziale Zugehörigkeiten neben dauerhaften gemeindlichen Bindungen. Deshalb verdienen die nicht kerngemeindlichen Orte der kirchlichen Sammlung und Sendung auch in Zukunft Aufmerksamkeit. Gleichzeitig darf die Sonderseelsorge keine abgetrennte Seelsorge sein. Das Zentrum, auch der kategorialen Seelsorge, ist die Eucharistie in den Ortsgemeinden.

3. *Soziale Kompetenz der Kirche erneuern:* Nur als diakonische erfüllt eine verkündigende und feiernde Kirche vollumfänglich ihren Dienst an der Welt, und als diako-

nische wird sie von einer säkularisierten Gesellschaft als lebensnotwendig wahrgenommen. Die verbandlichen Aktivitäten der lokalen Caritaseinrichtungen mit ihrem hauptberuflichen Fachpersonal sind noch entschiedener als bisher mit den sozial-caritativen Bemühungen der ehrenamtlich Engagierten in den Gemeinden zu verzahnen.

Der unvergessene französische Kardinal Yves Congar hat den unaufgebbaren Zusammenhang von Eucharistie und Diakonie (einschließlich der gesellschaftlichen Diakonie) so formuliert: „Es kann keine christliche Gemeinschaft ohne Diakonie geben, d. h. ohne Dienst der Nächstenliebe, der seinerseits nicht ohne die Feier der Eucharistie bestehen kann. Drei Wirklichkeiten sind miteinander verbunden: Gemeinschaft, Eucharistie und Diakonie... Die Erfahrung zeigt, dass sie entweder zusammen leben oder vergehen“ (1968).

4. *Die gesellschaftlich-politische Kompetenz bewahren:* Die gesellschaftliche Diakonie – Schulen, Bildungseinrichtungen, Erwachsenenbildung, mediale Kommunikation – bleibt für die Sendung der Kirche wesentlich. Schulen und Bildungseinrichtungen gewinnen eine steigende Bedeutung in unserer Wissens- und Bildungsgesellschaft. Des Weiteren spielen für individuelle Lebensentwürfe und gesamtgesellschaftliche Entwicklungen medial präsentierte Verhaltensmuster und Wertorientierungen inzwischen eine wichtigere Rolle als Realität und eigene Erfahrungen. Das Wissen um die Macht der Medien und die Fähigkeit, sie für die eigenen Aufgaben in Dienst zu nehmen, wird damit zu einer Grundvoraussetzung für das Gelingen unserer pastoralen, gesellschaftlichen und politischen Arbeit.

(4) Zur Personalfrage

Die Probleme liegen auf der Hand: Seelsorge in immer größer werdenden Gemeinden soll

von immer weniger Pfarrern und künftig ebenfalls erheblich weniger Hauptberuflichen und vor allem von Ehrenamtlichen, deren Kapazität ja auch nicht grenzenlos ist, wahrgenommen werden. Gleichzeitig soll etwas Neues, nämlich eine missionarische Gemeinde entstehen. Grundlegend ist dies: der Weg zur missionarischen Gemeinde kann nur gelingen, wenn nicht nur Bischof und Pfarrer, sondern vor allem auch die Gemeinde selbst diesen Weg zu gehen und mitzutragen und mitzugestalten entschlossen ist.

Umso mehr geht es um die zentrale Frage, wer was tut. Die urkirchliche Gemeinde hatte hier ganz klare Vorstellungen, die den Weisungen des Herrn entsprachen. Paulus erinnert die Gemeinde von Ephesus daran (4.11 f.): „Der Herr setzte Hirten und Lehrer ein, um die Heiligen (die Getauften) für die Wahrnehmung ihrer Dienste zu rüsten, für den Aufbau des Leibes Christi (der Gemeinde)“. Danach sind also die Gemeindemitglieder aufgrund ihrer Befähigung und Sendung in Taufe und Firmung die eigentlichen Akteure zum Aufbau der Gemeinde. Insofern gilt: Die personale Ressource der Kirche und der Gemeinden sind die Getauften mit ihren unterschiedlichen Charismen! Der Leitungsdienst des Pfarrers ist wesentlich ein „Dienst an den Diensten“, also Vorbereitung, Förderung, Begleitung der Gemeindemitglieder beim Aufbau der Gemeinde. Kurzformel: Den Einzelnen (tun) lassen, aber nicht allein lassen. Ist hier nicht ein radikales Umdenken bei uns allen erforderlich? Müssen nicht alle ihre je eigene Rolle in der Gemeinde neu denken? Ohne Zweifel gibt es eine erfreulich große Zahl ehrenamtlich tätiger Gemeindemitglieder, ohne deren Dienst das Leben in vielen Gemeinden undenkbar ist. Aber ist es nicht auch so, dass der professionelle Dienst von Hauptberuflichen praktisch die breite Entfaltung des ehrenamtlichen Dienstes – ganz sicher ungewollt – nicht gerade gefördert hat? Enthält das böse Wort, die Kirche in Deutschland müsse sich von der eher Hauptberuflichen-Kirche viel mehr zur Eh-



renamtlichen-Kirche entwickeln, mehr als das berühmte Körnchen Wahrheit? Gewiss sind Hauptberufliche ein Segen für die Seelsorge und es ist sehr zu wünschen, dass auch künftig einige, wenn auch weniger, eben schon wegen der Aus- und Fortbildung der Ehrenamtlichen, zur Verfügung stehen. Aber wir müssen auch sehen, dass außerhalb des deutschen Sprachraumes Hauptberufliche innerhalb der Weltkirche so gut wie nicht existieren.

Und ein breiter und differenzierter Dienst der Gemeindemitglieder ist keineswegs nur notwendig wegen der noch mehr zurückgehenden Zahl der Priester und Hauptberuflichen. Die erheblich stärkere Gewinnung von Ehrenamtlichen wird auch und vor allem erforderlich sein zum Aufbau der missionarischen Gemeinde, also bei dem Bemühen, neues Denken herbeizuführen, das die neu entstehenden, größeren pastoralen Räume als Herausforderung annimmt, nämlich als Raum, in dem die Botschaft Christi neu und authentisch zur Entfaltung kommen soll. Indem z. B. eine kleine Gruppe – gleichsam als Knotenpunkt in der Gemeinde – sich einer bestimmten Aufgabe widmet und anderen, die aus sich zu einer solchen Kontaktaufnahme oder Initiative nicht in der Lage sind, den Zugang dazu eröffnen. Es kann sich um eine Aufgabe in der liturgischen Gestaltung, in einem sozialen Brennpunkt, um eine in der Gemeinde brach liegende Aufgabe oder schlicht um die Erörterung und Bewältigung von Themen, die bestimmte Menschen oder einen Ort besonders bedrängen, handeln. Solche kleinen Gruppen – „Knotenpunkte“ – übernehmen es, den Zugang für andere zu öffnen, die aus sich zu einer solchen Kontaktaufnahme oder Initiative nicht in der Lage sind. Solche Vermittlungsdienste schaffen ein Netzwerk, in dem Menschen zu Vermittlern werden für ein konkretes Ziel, in dem sie Nähe ermöglichen und Verbindungen eröffnen. Dies führt zwangsläufig zu einer Schwerpunktverlagerung, von einer flächendeckenden Erfassungspastoral zu einer mehr

exemplarischen und differenzierten Pastoral der Begegnung mit Menschen und ihren spezifischen Lebensorten.

Natürlich wird ein solches Umdenken nur in einem langen Prozess gelingen. Voraussetzung ist eine wirkliche Stärkung der Kompetenz der Ehrenamtlichen, im doppelten Wortsinn von Zuständigkeit und von Befähigung. Nur so werden mehr Ehrenamtliche zu einem Dienst in der Gemeinde motiviert und gewonnen werden können.

Entscheidend wird es sein, *wahrzunehmen*, dass diese Kompetenz, die es zu entdecken und zu entfalten gilt, geist gewirkt und geschenkt ist, um das Volk Gottes als Leib Christi mit aufzubauen, und zwar gemeinsam mit anderen. Das Zusammenwirken, die *Communio*, der so als „Knotenpunkte“ ehrenamtlich Tätigen, die letztlich die Tragfähigkeit des pastoralen Netzes in der größeren Gemeinde hervorbringt und sowohl Nähe vor Ort als auch den Blick für das Ganze einschließt, lässt sich nicht über Sitzungen und Satzungen erreichen. Sie kann nur dann wachsen und bei allen immer sich ergebenden Auseinandersetzungen erhalten werden, wenn das Spezifische vor Ort und das Verbindende im Miteinander dadurch zur Geltung kommt, dass es zuerst das Gemeinsame „bei Christus sein“ gibt, aus dem die persönliche Berufung zur Sendung für den Einzelnen erwächst. Der Austausch dieser ehrenamtlichen Zeugen im pastoralen Netz einer großen Gemeinde mit dem Pfarrer und den Hauptberuflichen ist damit zuerst spirituell imprägniert und darf nicht auf eine Dienstbesprechung zur Verteilung von Arbeit in der Seelsorge reduziert werden.

(5) Grundlegend für alles pastorale Tun und dessen Ziel zugleich ist die Evangelisierung. Evangelisierung meint, „die Frohe Botschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluss von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern“ (Evangelii Nuntiandi, n. 18). Es gilt, das Auseinanderbrechen von Religion



und Kultur, das Drama unserer Zeit, zu überwinden (Paul VI.). Papst Johannes Paul II. hat während seines ganzen Pontifikates immer wieder die Neu-Evangelisierung als die große Herausforderung der Kirche heute ange-mahnt.

Die Evangelisierung beginnt mit der Selbst-Evangelisierung, d. h. mit der Umkehr des Herzens und der Umgestaltung des Lebens. Sie ist eine bleibende Aufgabe aller Getauften und Gefirmten, erst recht die Grundlage allen ehrenamtlichen Dienstes in der Kirche.

Als Wege und Hilfen haben sich in den ver-gangenen Jahre vor allem entwickelt:

- ◇ der regelmäßige Umgang mit der Bibel, nicht nur in Bibelkreisen, sondern auch zu Beginn der Zusammenkünfte der Gremien.
- ◇ Erstaunlich ist die Entwicklung der sog. „Exerzitien im Alltag“, an denen während der Adventszeit oder der Bußzeit Men-schen ihre Beziehung zu Gott bedenken und erneuern, sich täglich dafür eine be-stimmte Zeit reservieren und ihre Erfah-rungen miteinander austauschen.
- ◇ Ebenso überraschend ist die wachsende Zahl von sog. „Kleinen christlichen Ge-meinschaften“, in denen 8-10 Mitglieder sich regelmäßig treffen, ihre Erfahrungen mit Gott austauschen, im Bibelgespräch das Wort Gottes und seine Impulse zu ver-stehen, sich auf ein entsprechend ge-meinsames Handeln zu verständigen su-chen. Es gibt mannigfache Formen – Gebets-, Bibel- und Glaubensgesprächskrei-se -, in denen es zentral darum geht, das eigene Leben vom Evangelium her zu ge-stalten und die dabei erfahrenen Proble-me und Erfahrungen auszutauschen.
- ◇ In verschiedenen Diözesen bemüht man sich um die sog. „Jüngerschule“ (bzw. „Jüngerschulung“). Dabei geht es darum, den unaufgebbaren inneren Zusammen-hang von geistlicher Orientierung und pastoralem Handeln zu reflektieren im Blick auf konkrete pastorale Projekte und

zum geistlich-pastoralen Austausch zu be-fähigen. Es geht im Kern darum, sich der eigenen Sendung inne zu werden und zum pastoralen Tun zu ermutigen – gemäß der Einladung Jesu: „Fahrt hinaus auf den See. Dort werft eure Netze aus!“

## (6) Geistliche Zentren

Insbesondere angesichts der gegenwärtigen identitätsgefährdeten Phase der Kirche gibt es eine breite Überzeugung und entspre-chend in allen Diözesen ein intensives Be-mühen, über territoriale und kategoriale Seelsorge und über Verbände und geistliche Gemeinschaften hinaus „Geistliche Zentren“ zu schaffen und zu fördern. Leider gibt es bis heute keine Definition dessen, was ein „Geist-liches Zentrum“ ausmacht, und auch keine allgemein anerkannten Kriterien, die eine Art „Qualitätssicherung“ des geistlichen Zen-trums gewährleisten (und einer Inflation des Begriffes wehren). Es ist gar nicht einfach zu beschreiben, was wir mit dem Wort „geist-lich“ oder „spirituell“ alles meinen. Wahr ist, dass der Glaube ein existentieller Lebens-vollzug des ganzen Menschen mit Leib und Seele ist und nicht aus sich selbst, sondern aus Impulsen des Hl. Geistes lebt. Indem der Mensch diesem folgt, entwickelt sich das Le-ben aus dem Geiste Jesu (Gal 5,25), eben geistliches Leben. Dabei bleibt das Evange-lium und in ihm die Gestalt Jesu die Grund-norm schlechthin und auf Ihn hin drängt al-les geistliche Leben.

Orte, an denen solches geistliches Leben er-fahrbar ist, erlernt wird und Hilfen dafür an-geboten werden, sind geistliche Orte, geist-liche Zentren. Also Orte der Erfahrung und Einübung geistlichen Lebens.

Orte, die ausstrahlen und einladen zum geist-lichen Gespräch, die Hilfen anbieten für den je eigenen Weg des suchenden Menschen. Or-te, die ihren besonderen Auftrag darin sehen, Menschen zu begleiten, ihre je eigene Beru-fung und Sendung in Kirche und Welt zu er-kennen und zu leben. Sie sind in allem dar-auf aus und dahingehend zu fördern, die



Wirklichkeit Gottes und Seine Gegenwart in der Kirche und in der Gesellschaft wahrzunehmen.

Es gibt in den Klöstern und Wallfahrtsorten solche geistlichen Zentren. Es gibt geistliche Gemeinschaften und im geistlichen Leben besonders erfahrene Priester, Ordensleute und Laien, die sich in besonderer Weise der geistlichen Begleitung und der Einübung in Gebet und Meditation widmen, so dass ein „Geistliches Zentrum“ entstehen kann. Es gibt diakonische Einrichtungen, z. B. Beratungsdienste, Sozialzentren, aber auch Bildungshäuser, die sich um ein spezifisch geistliches Profil bemühen und die spirituelle Dimension nicht nur im Programm und in der Atmosphäre des Hauses, sondern auch in den spezifischen Diensten bewusst deutlich machen. Gerade solche Dienste sollten „mittendrin sein und doch anders“ – wie Bischof Joachim Wanke, Erfurt, es ausgedrückt hat.

Die Verantwortlichen eines „Geistlichen Zentrums“ tragen eine große Verantwortung. Geistliche Begleitung ist nicht nur eine Sache persönlichen Charismas, sondern auch eine Frage seelsorglicher Kompetenz, die naturgemäß der Ausbildung bedarf. Sie schließt die persönliche Glaubenserfahrung, die eigene geistliche Begleitung ebenso ein wie kommunikative Fähigkeiten, Klugheit und Menschenkenntnis, Menschenkenntnis auch in ihrer psychologisch reflektierten Form. Notwendigerweise braucht ein geistliches Zentrum die Vernetzung mit anderen Diensten, z. B. Beratungsstellen der verschiedensten Art.

Die Gesamtgestalt der Seelsorge verändert sich. Die bisherige Dominanz der territorialen Seelsorge wird erheblich relativiert werden zugunsten der kategorialen Seelsorge. Territoriale *und* kategoriale Seelsorge werden mehr als bisher in Beziehung treten zu „Geistlichen Zentren“, die ihrerseits nicht mehr – wie in der Vergangenheit allzu häufig – neben der „eigentlichen“ Seelsorge stehen, sondern deren integraler und hoffentlich mehr und mehr inspirierender Teil sein.

Dies könnte ein wesentlicher Schritt sein zur missionarischen Kirche und Gemeinde.

Das alles erfordert ein Umdenken

- ◇ Auf Seiten der Diözesen: Die Entwicklung von „Geistlichen Zentren“ als ihre Sache anzusehen, entsprechend zu fördern, zu begleiten und in die pastorale Planung des Bistums einzubeziehen.
- ◇ Auf Seiten der Geistlichen Zentren: Die neuen Herausforderungen und entsprechenden Maßnahmen des Bistums, dessen Planungen und Zukunftsvisionen wahrzunehmen und als „eigene Sache“ anzunehmen, mitzutragen und mitzugestalten.

## 2. Zur spezifischen Rolle der Orden

Gewiss werden die von Orden und Klöstern getragenen und gestalteten „Geistlichen Zentren“ im gesamten Ensemble dieser spirituellen Orte eine bedeutsame Rolle spielen. Dennoch weist der spezifische Dienst der Orden und Klöster darüber hinaus. Sie sind ein eigener „Stand“ in der Kirche (Gs, n. 43), haben also ihren eigenen spezifischen Ort in der Kirche. Und der sollte als solcher in der Kirche, auch in der Ortskirche und in der Gesellschaft erkennbar sein.

Diesen spezifischen Ort der Orden und Klöster *heute* auszumachen, gebietet auch die Tatsache, dass diese weithin an den Problemen der Ortskirchen teilhaben, z. B. an dem extrem hohen Altersdurchschnitt und an der prekären Nachwuchslage. Diese Belastungen sind nicht zu verharmlosen, gebieten aber erst recht, sich gleichsam neu aufzustellen, und das heißt doch zunächst, sich auf den authentischen Sinn und die genuine Gabe des Ordens und des Klosters zu besinnen.

Dabei könnten auch noch die Erfahrungen neuer kontemplativer Orden zu denken geben: Etwa die 1975 in Frankreich gegründeten „Monastischen Gemeinschaften von Je-



rusalem“, denen gegenwärtig 130 Schwestern und Brüder angehören. Der Zulauf ist groß, so dass sie dreimal im Jahr Einkleidung und Professen feiern. Sie verstehen sich als „Stadtmönche“ und versuchen, mit dem Leitsatz „im Herzen der Stadt, im Herzen Gottes“ eine monastische Lebensweise im Rahmen großstädtischer Kultur zu führen. Oder die ebenfalls in Frankreich in den 50er Jahren – anlässlich der Verkündigung des Dogmas der Aufnahme Mariens in den Himmel – entstandenen Mönche und Monialen von Bethlehem. Sie gehören zur Familie der Kartäuser. Inzwischen haben die Monialen 30 Klöster in aller Welt errichtet mit etwa 550 Schwestern und 5 Mönchsgemeinschaften mit 60 Mitgliedern.

Solche Aufbrüche können Orden und Klöster ermutigen zu ihrer je eigenen spirituellen Authentizität. Gewiss werden manche eindrucks- und sehr verdienstvolle soziale und pädagogische Werke von Orden und Klöstern nicht immer gehalten werden können, weil einfach die Kräfte ausgehen. Dennoch wäre es ein Segen, wenn wenigstens eine „exemplarische Präsenz“ solcher kultureller Diakonie möglich bleibt. Maßgebliches Kriterium sollte sein, ob die Kräfte reichen, die eigene spezifische Spiritualität auch in den Einrichtungen selbst zu zeigen.

Manche Orden und Klöster werden aber vor allem aufgrund von Personalmangel auf Einrichtungen und manche bisherigen Dienste verzichten müssen. Dennoch behalten sie auch unter eingeschränkten Bedingungen ihren spezifischen Sinn. Und der liegt gerade in ihrer Berufung zum gemeinsamen Leben nach den evangelischen Räten. Nicht zufällig hat das II. Vatikanische Konzil diese Lebensform mitten in die Kirche hineingestellt (LG, n. 43). Von dorthier ist schon das einfache, einladende Dasein in der Ortskirche für eben diese hoch bedeutsam.

Von daher nun einige Überlegungen, worauf es m. E. ankommt.

## 2.1 Die spezifische Spiritualität des Ordens, des Klosters (innerhalb des Bistums) zu leben:

Orden sind das lebendige spirituelle Gedächtnis der Kirche, an das zu erinnern tut in dieser Stunde der Kirche Not. Es gilt, die je eigene Ordensspiritualität anschaulich werden zu lassen und diese ggf. in Einführungen und Kursen anderen zugänglich zu machen. Hier sollte die Kultur des geistlichen Lebens in ihren entscheidenden Brennpunkten gelebt und gelernt werden können, etwa die kritische Unterscheidung der Geister (nicht alles, was sich geistlich nennt, ist auch wirklich „erleuchtet“), oder das konfliktreiche Verhältnis von Freiheit und Gehorsam (das neu entdeckte Gut der persönlichen Freiheit sollte nicht um einer friedlich-harmonischen Binnenwelt willen wieder eingetauscht werden gegen neue, manchmal allzu extrem autoritätsgläubige Gemeinschaftsstrukturen), oder die gleichgewichtige Loyalität gegenüber den Ortskirchen und der Universalkirche.

Vor allem wird es angesichts des verbreiteten Unverständnisses dieser Lebensform, Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam, darauf ankommen, den Sinn und den „Zeichencharakter“ dieser Lebensform wach zu halten: Da es um die Lebensform Jesu Christi geht und darum, die Wirklichkeit Gottes und die Gegenwart des Herrn, die Botschaft des Evangeliums und das endgültige Heil zu bezeugen. Angesichts einer unauffälligen „Entchristologisierung“ des allgemein christlichen Bewusstseins, der Glaubens-, Gebets- und Liedsprache innerhalb der kirchlichen Frömmigkeit (Gott nur als die für uns „heilend wirkende Kraft“ anzusehen) kommt es heute zentral darauf an, entschieden christozentrisch zu leben und zu glauben – als heilsamer Kontrapunkt gegenüber einer blassen allgemeinen Religiosität.

Die Freude an Gott zu leben und die darin gründende Absichtslosigkeit (gratiutè) – das liebende Umsonst – ist ja nicht nur eine mo-

nastische Spezialität, sondern der Kern der christlichen Glaubenshaltung überhaupt.

## 2.2 Orden/Klöster als Schulen des Gottsuchens

Offenbar gehört es zur Grunderfahrung unserer Zeit, dass wir Gott nicht erfahren. Auch Christen nehmen an dieser Grunderfahrung unserer Zeit teil. Der allgemeine Ausfall der Gotteserfahrung wirkt sich auch in ihrem Leben aus. Sie setzen das Christentum weitgehend mit dem gleich, was im Raum der Kirche geschieht. Dieses kirchliche Leben selbst wird jedoch zunehmend von den zentralen Fragen menschlicher Existenz isoliert. Damit werden Glaube und Kirche auf einen engen Teilbereich des menschlichen Lebens reduziert. Die Kirchenzugehörigkeit wird zu einer Art Freizeitbeschäftigung, Glaube wird Privatsache. Auch viele Christen sehen die Kirche als eine Institution mit bestimmten religiösen Angeboten an und verhalten sich dementsprechend als „Konsumenten“. Damit aber besteht die Gefahr, dass das Entscheidende, worum es der Kirche geht und gehen muss, gar nicht mehr recht in den Blick kommt: Gott und sein Wort an uns Menschen. Über der Befriedigung unserer religiösen Bedürfnisse neigen wir dazu, das göttliche Geheimnis als den Grund der Kirche und die Mitte unseres Lebens zu vergessen. Dass Gott die Kirche zu einem sakramentalen Zeichen in dieser Welt gemacht hat, wird kaum mehr wahrgenommen. So durchdringt der allgemeine Ausfall der Gotteserfahrung auch das kirchliche Leben.

Liturgiereform, Muttersprache im Gottesdienst, neue Methoden der Glaubensverkündigung, gemeinsame Verantwortung von Priestern und Laien in den verschiedensten Gremien, aktuelle kirchliche Stellungnahmen zu gesellschaftlichen Problemen, soziales Engagement und Dienst an der Welt – all das ist wichtig und sinnvoll. Aber es wird die Krise der Kirche nicht überwinden, wenn es nicht geboren und getragen ist aus der

Sehnsucht nach Gott. Ohne diese Sehnsucht erscheint die Kirche weiterhin als religiöse Institution, die zwar religiöse Erwartungen zufrieden stellen kann, aber die Menschen kaum zu einer Begegnung mit dem geheimnisvollen Gott hinführt.

Aber ich bin überzeugt, dass viele Menschen die Sehnsucht nach Gott in sich tragen. Doch oft ist sie verschüttet oder ins Private abgedrängt. Es kommt deshalb darauf an, diese Sehnsucht wieder freizulegen. Solche Suche nach Gott ist in der Regel nicht die Sache eines Augenblicks, sondern ein geduldiges, mühsames und manchmal ein erfolglos scheinendes Tun. Es ist gut, Gefährten auf dieser Suche zu haben und um Orte zu wissen, wo diese Suche eingeübt wird. Einen reichen Schatz an Erfahrungen mit der Suche nach Gott haben die Ordensgemeinschaften. Mit ihrer langen Tradition können sie für uns alle gleichsam Schulen sein, wo das Gottsuchen gelehrt, gelernt und in Gemeinschaft gelebt wird.

Und wo zuerst Gott gesucht wird, da ändert sich das Verhalten der Menschen zueinander. „Je stärker die transzendente, also jenseitige Orientierung einer Religionsgemeinschaft ist, umso tief greifender nimmt sie Einfluss auf die Welt mit ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur“ (so fasst J. Sudbrack die Analyse zusammen, die Samuel Noah Eisenstadt in seiner Arbeit „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ vorlegt). Gottesliebe und Nächstenliebe bedingen einander. Je lebendiger die Suche nach Gott ist, desto wacher wird das Auge für den Mitmenschen, seine Freude und Hoffnung, seine Angst und Trauer. Hier gilt es für uns, wirklich etwas zu lernen, und die Ordensgemeinschaften können uns dabei wieder Hilfe sein.

Der Ort aber, wo dieser Zusammenhang unmittelbar zu erfahren ist, ist die monastische Gemeinschaft selbst. Wir leben in einer Welt und in einer Kirche, in der viele Gemeinschaften zerbrechen, ja oft nicht einmal wirklich zustande kommen. Das liegt nicht dar-



an, dass es kein echtes Bemühen um Gemeinschaft gebe. Ja, mitunter führt gerade das ernsthafte Bemühen, eine ideale Gemeinschaft zu bilden und darum die Beziehungen zu klären und bestehende Konflikte beizulegen, zum Scheitern. Die Ordensgemeinschaften und Klöster sind keine idealen Gemeinschaften, und sie wissen, dass sie es auch nicht sein müssen. Es genügt, wenn die Gemeinschaft sich auf Gott als ihr Ziel und ihre Mitte einlässt. Er ist trotz aller Konflikte die verbindende Basis der Ordensgemeinschaft, des Klosters. Auf dieser Basis lassen sich dann auch manche Konflikte klären und die ungeklärten ertragen. So können die Klöster als Schulen des Gottsuchens für uns auch Schulen der Gemeinschaft sein. Eine Gemeinschaft wird umso lebendiger und dauerhafter sein, nicht je mehr sie sich mit sich selbst beschäftigt, sondern je mehr sie auf Gott als ihr gemeinsames Ziel ausgerichtet ist.

In einer Zeit des Ausfalls der Gottese Erfahrung sind Klöster für uns alle Schulen, in denen füreinander und miteinander das Geheimnis der Kirche und der Welt gesucht wird. Das kann dann weiter Schule machen.

In den letzten Jahren habe ich eine Reihe orthodoxer Länder besucht und ich war überrascht über die selbstverständliche und tiefe Frömmigkeit der orthodoxen Menschen, in den Dörfern und in den Städten, bei einfachen Menschen, aber auch bei Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik. Als ich den griechisch-orthodoxen Metropoliten von Athen nach dem Grund fragte, antwortete dieser spontan: „Ein orthodoxer Christ, der etwas auf sich hält, nimmt jedes zweite, zumindest jedes dritte Jahr einige Wochen, manchmal noch länger, am Leben eines Klosters teil“. Tatsächlich ist die große Zahl der Klöster – und deren starker Nachwuchs – bis heute in allen orthodoxen Ländern überraschend. Ob sich in der bei uns sich ausbreitenden Praxis „Kloster auf Zeit“ eine ähnliche Entwicklung anbahnt?

## 2.3 Entwicklung einer so genannten Spiritualitätsfamilie

Es gibt die klassischen „Spiritualitätsfamilien“ - z. B. die benediktinische, die dominikanische, die franziskanische, die jesuitische, die pallottinische und andere. Neue geistliche Gemeinschaften und Bewegungen – z. B. die Gemeinschaften Charles de Foucauld, die Schönstattbewegung, die charismatische Erneuerung, die Fokolarbewegung – sind durchweg Vernetzungen unterschiedlicher Gemeinschaften und Lebensformen mit verschiedenen gestuften Zugehörigkeitsweisen und Anbindungsmöglichkeiten innerhalb der geistlichen Großfamilie. Die Priorin unseres Benediktinerinnenklosters in Marienrode (12 Schwestern) spricht gern von ihrem „Doppel-Kloster“, da das eigentliche Kloster verbunden ist mit fünf verschiedenen Gemeinschaften (die insgesamt mehrere Hundert Mitglieder zählen), die zumeist für das Kloster wichtige Dienste (sozialer, pädagogischer, kultureller oder finanzieller Art) wahrnehmen, insgesamt mit dem Kloster freundschaftlich verbunden sind und in unterschiedlicher Dichte von der Spiritualität des Klosters leben. Es werden auf diese Weise manche Initiativen und Werke möglich, die das Kloster allein nicht (mehr) zustande bringen könnte. So erfolgt auch eine weiträumigere Ausstrahlung des Ordenscharismas.

Es gab eine Zeit, und sie reicht bis in die Gegenwart, in der der Weg der Ordensleute überscharf vom Weg der übrigen Christen getrennt wurde.

Das II. Vatikanische Konzil hat demgegenüber wieder die grundsätzliche Gleichheit aller Christen vor Gott herausgestellt. Das Leben im Orden, im Kloster ist nicht von vornherein die vollkommene Lebensform des Christen. Andererseits muss das Leben aller Christen vom Geist der Seligpreisungen durchwirkt sein. Orden (Klöster) und Ortskirchen (Diözesen) gehören eben zusammen – auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche (und Gemeinde).



Dem mir gestellten Thema – Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgeangeboten – war als „Untertitel“ eingefügt: „Erwartungen – Grenzen – Perspektiven“. Die Antwort sollte aus den Darlegungen deutlich geworden sein. Ich nenne noch einmal die Stichworte:

- ◇ Erwartungen: Das II. Vatikanische Konzil hat die Berufung zum gemeinsamen Leben nach den evangelischen Räten in seiner Ordenstheologie von Anfang an mitten in die Kirche hineingestellt (LG, n. 43). Dies ist zu bewahren in dem gegenwärtigen Suchen und Ringen der Kirche nach ihrer Zukunftsgestalt, die nur bestehen kann in dem Wandel von einer Dienstleistungskirche zur missionarischen Kirche und Gemeinde.
- ◇ Grenzen: Sie zeigen sich in den Gefährdungen, die sich bei Neuorientierungen einstellen können, z. B. dem Verlangen nicht zu widerstehen (auch wenn es von einem Bischof kommt), dauerhaft einen Dienst wahrzunehmen, der dem Selbstverständnis des eigenen Ordens widerspricht. Gefahren können auch auftreten mangels Perspektivlosigkeit: Einrichtungen etwa eines „Geistlichen Zentrums“ ohne klare Vorstellungen über Ziel und Weg zu haben. Schließlich können Gefahren entstehen aufgrund unerleuchteter Träumereien, von denen Dietrich Bonhoeffer sagt: „Gott hasst die Träumerei, denn sie macht stolz und anspruchsvoll“.
- ◇ Perspektiven: Die Orden/Klöster sehen ihren Ort stärker als bisher darin, ihr spezifisches Ordenscharisma innerhalb der Ortskirche zu leben. Sie sehen den langen Weg von der Dienstleistungs- zur missionarischen Kirche als den ihrigen an, insbesondere bei der zentralen Aufgabe, Gemeindemitglieder zu unterstützen in der Entdeckung und Annahme ihrer je eigenen Berufung in der Kirche. Diese Unterstützung geschieht vor allem durch das glaubwürdige Zeugnis ihrer gelebten Spiritualität, als Schule des Gottsuchens und

der Gemeinschaft und insofern als „Geistliches Zentrum“, das ggf. auch Einführungskurse und Seminare anbietet. Ortskirchen werden die Orden/ Klöster mehr als bisher in ihre pastorale Planung einbeziehen und sie fördern.

- ◇ Die Gestalt der Ortskirche ändert sich also, die Orden/Klöster werden durch ihr gemeinsames Leben im Zeichen der Seligpreisungen Leucht- und Hoffnungszeichen sein auf dem Weg zur einer missionarischen Kirche in einer irritierten und hoffnungsarmen Gesellschaft.

*Dr. Josef Homeyer ist emeritierter Bischof von Hildesheim.*